

# Professor Dr. Eduard Heyck

Autor(en): **Greyerz, T.**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte**

Band (Jahr): **78 (1942)**

Heft 78

PDF erstellt am: **30.06.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Professor Dr. Eduard Henck

† 11. Juli 1941 in Ermatingen

In der Besizung Lanfenberg am Hang des Seerückens, an dem Sträßchen, das von Ermatingen nach dem nahen Arenenberg führt, lebte mit seiner zweiten Gattin und den jüngeren Söhnen seit April 1910, also während eines ganzen Menschenalters, in aller Stille ein angesehener deutscher Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber auf dem Boden unseres Kantons und Landes. Von 1911 an war er Mitglied unseres kantonalen historischen Vereins, und er verwuchs in seinem Denken und Fühlen während dieser Zeit vielleicht nicht in erster Linie mit dem Thurgau, mit dessen Bewohnern in Ermatingen er zwar gern gemüthlichen Verkehr pflegte, aber doch mit der Schweiz, ihrer Besonderheit und ihrer Geschichte. Schon 1891, also nun vor einem vollen halben Jahrhundert, ernannte ihn als Anerkennung für seine grundlegende „Geschichte der Herzoge von Zähringen“ (1891) die Schweizerische Geschichtsforschende Gesellschaft zu ihrem Ehrenmitglied, eine Auszeichnung, die der sonst nicht auf äußere Ehrungen erpichte Gelehrte hoch schätzte, und die möglicherweise dazu beigetragen hat, daß er seinen Wohnsitz am Schweizerischen Ufer des Bodensees genommen hat, der ihm durch Geschichte und Landschaft vertraut geworden war. Er verdient es auch aus andern Gründen, daß hier seiner gedacht werde; denn die Schweiz in ihrer Eigenart war ihm lieb geworden; er verstand uns und wollte uns nicht immer, wie so viele Reichsdeutsche es versuchen, über den bessern deutschen Standpunkt belehren. Ich möchte hier versuchen, in Kürze seine Bedeutung als Historiker hervorzuheben und zu zeigen, wie er über die Schweiz dachte und empfand.

Eduard Henck war der Sohn eines Gutsbesizers im fernen Mecklenburg, geboren am 30. Mai 1862 in Doberan, unweit des Ostseestrandes und nahe der Universitätsstadt Rostock. Er verlebte eine glückliche, anregende Jugend und besuchte mit Auszeichnung das Gymnasium in Rostock; seine Familie stammte aber eigentlich aus Friesland. Die Friesen haben in ihrem Stolz auf alte Bauernfreiheit und =Arbeit

manches Verwandte mit uns Schweizern, und so mag schon diese seine Abstammung ihn später zur Schweiz hingezogen haben. Er war also kein „Preuße“ im engeren Sinn des Wortes. Meer und Wald, aber auch schöne mittelalterliche Bauten, wie das Zisterzienserkloster in Doberan, regten den begabten Knaben an. Nach glänzend bestandener Matura studierte er zuerst in Leipzig klassische Philologie, Geschichte und Kunstgeschichte, dann mit besonderer Freude in Heidelberg, wo er der Burschenschaft Frankonia beitrat und ein fröhliches, aber auch seiner Wissenschaft mit Begeisterung und Erfolg gewidmetes Studentenleben führte. Daß ihm die Überlieferungen der deutschen akademischen Sitte lieb und wert blieben durch sein ganzes Leben, sehen wir daran, daß er von 1893 bis zu seinem Tode die Ausgaben des allgemeinen deutschen Kommersbuches (Verlag von Moriz Schauenburg in Lahr) mit seiner einleitenden und sichtenden Obhut betreut hat. In der 150. Auflage (1929), die mir vorliegt, findet sich eine längere neue Vorrede von seiner Hand, in der er über die Geschichte dieses Buches berichtet, das allein unter seiner Redaktion eine Auflage von 450 000 Exemplaren erlebt und also unzähligen deutschen und — schweizerischen Studenten als Kantusbuch gedient hat. Einige besonders „geistreiche“ Sauflieder darin hat er mit eigener Hand doppelt durchgestrichen; sie sollten in der nächsten Auflage nicht mehr erscheinen; es blieben ihrer noch genug, die die feuchtfröhliche Trinkstimmung verherrlichten! Er war also nicht unkritisch gegen die Auswüchse dieser Art des Studentenlebens. — Später kamen zur Geschichte noch vergleichende Sprachwissenschaft und Germanistik; aber die Geschichte blieb und wurde immer mehr seine Wissenschaft. Doch behielt er sein Leben lang das vielseitigste Interesse für alles, was deutsch und deutsche Kultur heißt.

Nach einem summa cum laude bestandenen Doctorexamen (1886) habilitierte sich Henck zuerst in Freiburg i. Br. als Privatdozent für Geschichte, siedelte aber schon 1892, zum ordentlichen Professor ernannt, nach seinem geliebten Heidelberg über. Den Ausweis über seine wissenschaftliche Tüchtigkeit hatte er bereits in Freiburg in dem grundgelegten Werk über die Herzoge von Zähringen (1891) geleistet. Dieses war natürlich für uns Schweizer ein sehr notwendiges und aufschlußreiches Buch und bleibt es bis heute. Aus einer Zeit, die verhältnismäßig arm an Urkunden und Chroniken ist, ein grundlegendes und dauerndes Lebensbild zu gestalten, war eine schwere Aufgabe. Henck hat sie mit aller Gründlichkeit gelöst; jeder, der mit dieser Zeit zu tun hat, wird heute noch zu seiner Darstellung greifen. So spröde der Stoff an sich ist, so zieht Henck daraus, was zu finden ist, und die

persönliche Note, das Bestreben, eine menschliche Gestalt und ein lebendiges Bild der Zeit und der Verhältnisse von damals herauszubringen, verleugnet sich nicht. Gerade leicht lesbar konnte es kaum werden, wie Henck selber im Vorwort sagt. Es ist in der Art der Jahrbücher der deutschen Geschichte abgefaßt, indem es das Leben des mittelalterlichen Dynasten von Station zu Station, von Urkunde zu Urkunde verfolgt, und die Überlieferung, die hier karg genug ist, herbeizieht, sichtet und beurteilt. So ist z. B. Bertold V., der Gründer Berns, behandelt. Die neueste Forschung über die Gründung der alten Beste hat einiges Neue berichtend zutage gefördert, was aber das von Henck Festgestellte im Wesentlichen nicht umstößt. Auch über Zürich hören wir allerlei Bedeutsames aus einer sonst noch dunklen Zeit.

Es scheint, daß der Beruf des Universitätsprofessors, obgleich er Henck gewiß viel freundliche Anerkennung und Beziehungen gebracht hat, ihm nicht ganz entsprochen hat. Schon 1895 finden wir ihn als Archivar in Donaueschingen an dem reichen fürstenbergischen Archiv und der Bibliothek. Da konnte er, was ihm offenbar lieber war, mehr in der Stille arbeiten, und zwar auch als Schriftsteller, für das ganze deutsche Volk. Er trat in Verbindung mit dem bekannten Verlagshaus Belhagen und Klasing und gab dort die weithin bekannt gewordene Sammlung von Monographien zur Weltgeschichte heraus. Eine Reihe Bände hat er selbst geschrieben; im übrigen sorgte er dafür, daß namhafte deutsche Historiker die hervorragenden Gestalten behandelten, so daß diese Sammlung nicht bloß populär, sondern auch wissenschaftlich gut fundiert war. Ein reicher Schmuck von Illustrationen, durchweg zeitgenössischer Herkunft, macht einen weiteren Vorzug dieser Ausgaben aus, besonders für Lehrer und andere ernsthafte Geschichtsfreunde, die selten die Mittel und die Zeit haben, um die großen Standardwerke der historischen Literatur zu erwerben und zu studieren. Von Henck selber stammen die Bände: Florenz und die Mediceer, Die Kreuzzüge, Kaiser Maximilian I., Luther (für die 2. Auflage noch 1933 umgearbeitet), Wilhelm von Oranien und die Niederlande, der Große Kurfürst von Brandenburg, Bismarck. Alle diese Bände vermitteln ein reiches und fruchtbares Wissen und haben viel neue Freude an den Gestalten der Weltgeschichte geweckt und gebracht. Dazu kamen noch einige Künstlermonographien in der Sammlung desselben Verlags, z. B. über Lukas Cranach, Feuerbach und Hans von Bartels, die von ihm stammen. Daß diese Darstellungen gerade sehr glatt geschrieben seien, kann man kaum behaupten. Hencks Stil ist hier manchmal etwas mühsam, mit vielen Nebensätzen und Zwischenbemerkungen belastet. Dafür ist er durch-

aus persönlich; man spürt das Bestreben, den Leser in lebendige Beziehung zu den von ihm dargestellten Persönlichkeiten zu bringen, was ihm gewiß in den meisten Fällen gelungen ist.

Besser aufgebaut, gut eingeteilt, gleichmäßiger scheint mir die im selben Verlag 1905/06 herausgekommene große Deutsche Geschichte in drei Bänden zu sein. Sie trägt den bezeichnenden Untertitel: Volk, Staat, Kultur und geistiges Leben, und hat in weiten Kreisen viele Freunde und hohe Anerkennung gefunden. Das ist nun wirklich nicht bloß eine deutsche Staatsgeschichte wie etwa die fünfbandige des Süddeutschen A. v. Hofmann (1921—1928), sondern von Anfang an spielt die Kultur darin eine fast ebenso wichtige Rolle wie die Politik. Deutsches Volk bedeutet für Henck alles, was deutscher Zunge ist, und er sucht überall die Verwandtschaft mit dem Germanentum im Norden und Süden herauszufinden und zu betonen. Von der besonderen Stellung zur Schweiz merkt man in diesem Werke zwar noch nicht viel; unsere Geschichte wird im Vorübergehen wohl rasch erwähnt, aber die Entstehung der Eidgenossenschaft z. B. wird nicht deutlich in die Entwicklung einbezogen, wie er es in späteren Jahrzehnten wahrscheinlich getan hätte. Es fehlte eben damals noch die persönliche Berührung mit unserer Heimat; doch glaube ich sicher zu sein, daß er schon bald nach 1910 in den Monographien eine Geschichte der Eidgenossenschaft aus seiner Feder ankündigte, die aber dann nicht erschien, weil die Sammlung infolge des Weltkrieges stecken blieb und seine Beziehungen zum Verlag sich gelockert hatten. — Auch die Deutsche Geschichte ist reich illustriert mit zeitgenössischem Bilderstoff, worin ja immer an sich eine wertvolle Beurkundung des Tatsächlichen beschlossen liegt. Besonders hervorzuheben sind in ihr die großen Abschnitte über Zustände der alten Deutschen, über Kultur der mittelalterlichen Kaiserzeit und Bewegungen im ausgehenden Mittelalter. Der dritte Band ist ganz dem Werden des neuen Deutschlands von 1648 bis zur damaligen Gegenwart gewidmet. Wenn hier die Betonung auf der Entwicklung des preußisch-deutschen Reiches liegt, so ist doch ein fast hundertseitiger Abschnitt der geistigen Erhebung Deutschlands zur Nation gewidmet. Schiller bekommt darin einen eigenen, begeisterten Hymnus, während Lessing und Herder nur mit wenigen Worten erwähnt werden und die Wirkung von Goethes universalem Geist und Schaffen an einer einzigen Stelle anerkennend festgestellt ist. Das ist etwas wenig für eine Arbeit mit dem Untertitel: Geistiges Leben. Henck steht eben im Banne der durchaus nationalen Idee der Reichsgründung, und da geht er an der „Weltbürgerei“ der großen Deutschen um 1800 fast bedauernd vor-

über. Er ist durchaus nicht Kosmopolit wie sie; darum sagen sie ihm nicht viel als Denker, höchstens als Dichter. Dies soll kein Urteil über die Deutsche Geschichte von Henck sein, die ich nur aus Stichproben kenne, sondern nur eine Feststellung seiner Richtung und Auffassung.

In unmittelbare Beziehung zu der geistigen Welt um und nach 1800 hatte Henck die Geschichte der Augsburger Allgemeinen Zeitung gebracht, die er schon 1898 für das 100-Jahr-Jubiläum dieses Blattes als „Beiträge zur Geschichte der deutschen Presse“ geschrieben hatte. Man gewinnt daraus ein aufschlußreiches Bild von der Entwicklung nicht nur dieses wichtigen Blattes, sondern für den Ausdruck des freien Gedankens in Deutschland überhaupt zu einer Zeit, wo nur die vorsichtige und vornehme Äußerung der Kritik Hoffnung haben konnte, von der staatlichen Zensur durchgelassen zu werden. Es ist bekannt, daß diese Zeitung auch für die Schweiz ihre Bedeutung hatte; so war z. B. Paul Usteri in Zürich einer ihrer namhaften Mitarbeiter.

Auch die Stille von Donaueschingen muß Henck nicht auf längere Zeit befriedigt haben. Er sehnte sich nach Fühlungnahme mit dem ganzen deutschen Volk in all seinen Abstufungen und seiner Mannigfaltigkeit. Und so beginnt für ihn jene Wanderzeit, die ihn als Vortragsmann für nationale Verbände überall im Reich auftreten läßt. Er hat über diese Tätigkeit einmal in Belhagen und Klafings Monatsheften anschaulich und mit Humor Rechenschaft gegeben. Als „predigend Reisender“ kam er da in alle Ecken und Winkel des deutschen Landes, fand oft geschmacklose Säle, ungeheizte Zimmer, schlechte Zugverbindungen und etwa auch Vorstände von Vereinen, denen es am richtigen Verständnis für seine Absichten und Leistungen fehlte. Noch öfter aber beglückte ihn verständnisvolle Aufnahme des Gebotenen auch von Seiten ganz einfacher Leute in entfernten Gegenden und das Bewußtsein, als Pionier des nationalen Gedankens zu wirken und vielen zur Vertrautheit mit der Geschichte des deutschen Volkes zu verhelfen. So war der Gewinn trotz aller Unbequemlichkeit groß, auch für ihn; er lernte aus eigenem Augenschein Reich und Volk, Land und Leute in ihrer herrlichen Mannigfaltigkeit und Weite kennen und schätzen, und gewiß ist das auch seinen geschichtlichen Darstellungen in hohem Maße zugute gekommen. Er wurde bei all seinem reichen Wissen einfacher, verständlicher, gemüthlicher. Das merkt man schon seinem Stil an, besonders in dem reizenden kulturgeschichtlichen Buch Gaja, Sinn und Sitte des Maiven in vier Jahrtausenden, das 1928, wieder in Lahr bei Moritz Schauenburg, erschien. Ich möchte dieses äußerlich unscheinbare Werklein von bescheidenem Umfang (238 Seiten) als die Krone von

Heycks schriftstellerischen Schöpfungen bezeichnen. Es sind ihm nur ganz wenige Bilder beigegeben; aber welche innere Anschaulichkeit herrscht hier in der Darbietung, welche gemütlicher, mit Humor gewürzter Plauderton bei reichstem Wissen und geisterfüllter Auslegung! Man glaubt Feuilletons zu lesen, aber in Wirklichkeit sind es Kabinettstücke kulturgeschichtlicher Forschung und Darlegung, jedes für sich eine Perle aus einer Schatzkammer von fruchtbarem Wissen geholt. Baganten, närrische Gesellschaften, Hanswürste, Gespenster- und Hexenglaube, Geschmack für Speisen, Nationalgerichte, Witz und Kalauer sind die Gegenstände, denen er sich mit der Liebe des alten Herrn hingibt, und die er so menschenfreundlich und kurzweilig bespricht, daß sie uns wie ein köstliches Gericht, wie „goldene Äpfel auf silbernen Schalen“ munden. Hier ist alle Schwerfälligkeit im Satzbau verschwunden; der Verfasser ist im Hausrock, es ist ihm wohl beim Schreiben, und bekanntlich ist unser Stil dann am besten, wenn wir uns so recht in unserem Element fühlen. Hier hat Heyck „seine Form“ gefunden: harmlose, gemütliche, liebevoll milde Darstellung eines Wissens und Verstehens, das die wissenschaftlichen Maßstäbe einer gestrengen Kritik durchaus nicht zu fürchten hat. Denn all dies beruht auf ernstem Studium und offenbar auch auf einem wunderbar guten Gedächtnis für das Gelesene. Persönliche Auffassung, Beleuchtung und Beurteilung des Tatsächlichen sind überall vorhanden und lassen uns in das Gemüt eines milden, im Grunde auf alles Kleine und Originelle mit besonderer Liebe eingehenden Gelehrten und Menschen blicken.

Dieses Buch führt uns schon weit in den letzten Zeitraum von Heycks Leben, in den Schweizer Aufenthalt. Als Beobachter, freilich als ein innerlich tief bewegter, erlebte er den ersten Weltkrieg und begab sich vorübergehend wieder auf Vortragsreisen nach Deutschland, an die Fronten und in den Osten, nach dem Balkan und Konstantinopel, um seinem Vaterland Dienste zu leisten. Wie sehr ihn die Niederlage Deutschlands nach so ungeheuren Blutopfern innerlich aufwühlte, zeigt eine Sammlung von „Briefen einer Heidelberger Burschenschaft“, seiner Burschenschaft Frankonia, die er 1919 „zu Ehren studentischer deutscher Gesinnung“ herausgab. Die Einleitung aus seiner Feder beginnt mit den Worten: „Ein derartiger Krieg darf nicht wieder sein.“ Hier wollte er einem weiteren Kreise von Lesern, auch außerhalb der Studentenschaft, zeigen, welcher Opferinn die deutsche Jugend, besonders zu Anfang des Krieges, in ihren besten Vertretern besaß, wie aber auch manchmal dunkle oder leichtsinnige Stimmungen aufkamen, die er nicht verhüllen mochte. Dieses Buch wirkt als historische Quellen-

sammlung und behält seine Bedeutung, obwohl gerade wir Schweizer nicht alles darin nachfühlen können. Auch im zweiten Weltkrieg, in dem wir nun stehen, und den er ja noch erlebt hat, war er nicht „Neutraler“ oder „Emigrant“. Er mußte sich immer wieder zum Wort melden als ein Mensch, der Salz bei sich und Öl in seiner Lampe hatte. So schrieb er öfter in deutsche Blätter, um in Fühlung mit seinem Volke zu bleiben, als ein durchaus national und sozial gesinnter Deutscher.

Diese Einstellung zeigte sich nun besonders auch in seiner Auffassung von der Schweiz, wie er sie in seinem letzten Lebensabschnitt gewann. Unsere Heimat wurde ihm lieb, und so sonderbar ihn manches in unseren Sitten und Ansichten anmuten mochte, er ließ uns gelten als eine besondere Art des deutschen Wesens. Ja noch mehr: er betrachtete das schweizerische Volkstum und sein Staatswesen als eine Art historisches Museum, in dem die Deutschen von drüben erfahren konnten, wie sich deutsches Wesen ohne oder gegen den Feudalismus des Mittelalters und den Absolutismus des 18. Jahrhunderts eigenständig entwickelt hatte und geblieben war, und er wollte uns in dieser Beziehung nicht anders haben. Er hatte Verständnis für unsere alten demokratischen Überlieferungen, Gewohnheiten und politischen Einrichtungen, besonders in Gemeinde und Kanton, während ihn die zum Einheitsstaat neigende moderne Entwicklung des Bundesstaates weniger ansprach. Mit der „Gleichhaltung“ im Dritten Reich mag sich Hensd deshalb schwerlich befreundet haben, eben aus seiner politischen und völkischen Anschauung heraus; war er doch im Grunde ein konservativer Romantiker in seiner nationalen und geschichtlichen Auffassung: er schätzte alles Gewachsene, natürlich Gewordene in Kultur und Staat viel mehr als das Neue, auf Ideen konstruierte, wie Verfassungen, Parlamente und dergleichen. Er hielt es nun auch für seine Pflicht, seinen Landsleuten von drüben diese Auffassung vom Recht unserer Eigenständigkeit nahezu legen. Das hat er in den letzten Jahren seines Lebens durch eine ganze Anzahl von Artikeln, die in der deutschen Presse erschienen, getan. Man ersieht daraus einmal, daß er sich mit den Forschungen Prof. Karl Meyers über die Entstehung der Eidgenossenschaft eingehend beschäftigt und sie sich sogar bis zu einem Grade angeeignet hat, wo ich ihm nicht mehr folgen möchte, wenn er sogar die Gestalt und Tat Tells, ja sozusagen die ganze Volksüberlieferung wieder als Geschichte gelten lassen will. Er gibt wohl zu, daß die Sage im einzelnen die Tatsachen ausgeschmückt, hie und da auch nicht bis in alle Einzelheiten richtig überliefert und gedeutet hat, aber der Kern gilt ihm, genau wie Meyer, als geschichtlich. Nun, das letzte Wort hierüber ist noch nicht



gesprochen. In ziemlich ausführlichen Artikeln, z. B. „Der Tillen = schütz und Rudolf Stauffacher, der Gründer der Eidgenossen = schaft“ (in Belhagen und Klasings Monatsheften), und „Die Ent = stehung der Eidgenossenschaft“, noch zum 1. August 1941 für die deutsche Presse ausgearbeitet, gibt er einen interessanten Überblick über die Entwicklung der Forschung und die von ihr angenommenen Ergeb = nisse. Diese Ehrenrettung der Volksüberlieferung entsprach ganz seiner innersten Neigung, wie wir oben gezeigt haben. Im „Völkischen Be = obachter“ orientierte er seine Landsleute in für uns sehr sympathischer Art über die Landsgemeinde als eine moderne Form des ger = manischen Things und über den Berchtoldstag und = Schmaus in alter und neuer Zeit, der nach seiner Auslegung einen Vorgänger in der vergnügten Opfermahlzeit der Germanen hat. Besonders wert = voll für uns ist ein größerer Artikel, 1937 für die Auslanddeutschen ge = schrieben, über die „Aamannen inner = und außerhalb Deutsch = lands, insbesondere im Elsaß und in der Schweiz“, der schätzenswerte und zuverlässige Angaben über diesen Gegenstand ent = hält und noch manchen Schweizer aufklären könnte. Bei dieser Gelegen = heit gab Henck denjenigen unter seinen Landsleuten, welche meinten, die Schweiz könnte, etwa wie Österreich, mit Leichtigkeit auch noch zum Deutschen Reich geschlagen werden, einen taktvollen, aber deutlichen Wink, daß solche Bestrebungen bei uns auf eine entschiedene geistige und militärische Landesverteidigung stoßen würden. An anderer Stelle verwies er mit Zuversicht auf das Wort Hitlers, der Schweiz solle, „komme, was da wolle“, ihre Unverletzlichkeit gewahrt bleiben. In der „Thurgauer Zeitung“ schrieb er einmal über die den Deutschen so merkwürdige Endung der Ortsnamen auf =ikon, ein andermal über „das Schweizerwappen und seine Geschwister“ auf den alten Reichsfahnen und im savonisch = italienischen Kreuz. Das alles brachte er nicht in dilettantischer oder schulmeisterlicher Weise, sondern freundlich und sachkundig orientierend vor.

So war er auch im persönlichen Verkehr, und zwar nicht nur gegen Akademiker. In der schönen Grabrede, die ihm Herr Dekan Graf in Ermatingen gehalten hat, steht der feine Satz, daß alle, die mit ihm in Berührung kamen, sich vom Reichtum seines Geistes, von der schlichten, vornehmen Güte seines Wesens beschenkt fühlten. So war es, wenn man mit ihm in ein ernsthaftes Gespräch geraten war, wenn er von seinen weiten Reisen ins Ausland erzählte, wenn er sich die Eigenart und Eigenheit von uns Schweizern klar zu machen suchte — oft mit leisem, aber nie mit verlegendem Humor, oder auch, wenn er mit dem

Gärtner oder einem Handwerker des Dorfes etwas zu besprechen hatte. Nie machte er ein „Wesen“ aus seiner Stellung und seinem Namen als Historiker und vielgereister Gelehrter; der einfachste Mann fühlte sich ihm als Mensch sozusagen ebenbürtig, keine Spur von Professorenfeierlichkeit oder =Hochmut erfüllte ihn oder erschwerte den Umgang mit ihm. Er hatte etwas vom Reuterschen, mecklenburgischen Humor in sich, und man nahm teil an seinen geistigen Schätzen, ohne sich gedemütigt zu fühlen, weil er selbst ohne jede Pose im Grunde ein bescheidener und harmloser, heiterer Mensch war. Er gehörte zu denen, die im Lichte wandeln. Haben wir unter unsern bedeutenderen Akademikern und Politikern Überfluß an solchem unscheinbaren inneren Reichtum? Darum wird er nicht nur im Andenken unzähliger deutscher Hörer, Leser und Freunde, sondern auch in unserer Erinnerung weiterleben, um so eher, da wir uns ja in seinen Schriften auch fernerhin dankbar an seinen Gaben erfreuen dürfen.

Th. Grenerz.